

Ute Seidel, *Die jungneolithischen Siedlungen von Leonberg-Höfingen, Kr. Böblingen*. Mit einem Beitrag von Ursula Maier. Materialhefte zur Archäologie in Baden-Württemberg Band 69. Konrad Theiss Verlag, Stuttgart 2004. 692 Seiten, 87 Tafeln, 2 Beilagen.

Im Titel der Publikation, der konventionell gewählt zu sein scheint, kommt eine sprachliche Nuance zum Ausdruck, welche sich für die weitere Neolithikumsforschung insbesondere des fünften Jahrtausends als sehr wertvoll erweisen kann. Die Verfasserin behandelt nicht etwa eine einzelne Siedlung einer archäologischen Kulturgruppe, sondern ein lokales Siedlungsgefüge. Dies kontrastiert mit Beiträgen, in denen bis in die allerjüngste Zeit bei chronologisch und strukturell vergleichbaren Arealen Südwestdeutschlands jeweils tatsächlich nur von einer einzigen Siedlung die Rede ist. Stilwandel wird in diesen Arbeiten dann als chronologisches oder kulturelles Phänomen wahrgenommen, wenn im Fundmaterial erkennbar mehrere der forschungsgeschichtlich bekannten Keramikstile ausgeprägt sind. Insbesondere die Terminologien von Armin Stroh und Jens Lüning sind dabei oft noch maßgebend. Ute Seidel verleiht mit der Untersuchung von mehreren in diachronem Bezug stehenden Niederlassungen einem neuartigen Forschungskonzept Ausdruck.

Hier wird in Reinform exemplarisch dargestellt und in seiner Konsequenz erprobt, was die jüngste Forschung für den Neckarraum vorbereitete. In Höfingen wird überzeugend die stilistische Entwicklung der Keramik nach spätem Winkelbandrössen im Sinne von Helmut Spatz beziehungsweise nach Rössen II von Jan Lichardus nachgezeichnet. Die Sequenz der verzierten Keramik weist spätes Bischheim, initiales Schwieberdingen und Schwieberdingen auf, sie mündet in frühes und klassisches (Neckar-) Schussenried und schließlich klingt die Verzierungsstradition mit spätem Neckar-Schussenried aus, das chronologisch Michelsberg der Stufe III erreicht. Weitere Siedlungsreste am Fundort sind der jüngeren Michelsberger Kultur zuzuweisen. Die Verfasserin zeigt, dass archäologische Methode dem modernen Primat naturwissenschaftlicher Feindatierung durchaus ergänzend zur Seite treten kann. Wenn das Korsett gewohnter Terminologie abgestreift und die Analyse zu konsequenter Feindifferenzierung geführt ist, werden Fundmaterialien und Fundkontexte vor dem Hintergrund der neu gewonnenen Tiefendimension des Neolithikums, welche die Methoden der absoluten Datierung eröffnen und die inzwischen das Rechnen in Jahrhunderten, gelegentlich sogar in Dezennien erlauben, durchaus besser verständlich. Die Verfasserin führt erneut vor, dass Grubenkonzentrationen der Frühkupferzeit beziehungsweise des frühen Jungneolithikums Resultate langfristiger, vermutlich aber wohl diskontinuierlicher Siedlungsaktivitäten sind. In Höfingen sind durch Radiokarbonaten etwa sechshundert Jahre Besiedlung zwischen 4400 und 3800 v. Chr. (cal. BC) nachzuweisen. Die sieben erkannten keramischen Phasen teilen diesen Zeitraum schematisch in Abschnitte

von achtzig Jahren Dauer. Zahlreiche Indizien sprechen aber gegen eine Kontinuität. Ein Argument der Autorin ist dabei das Fehlen einzelner Stilphasen der Keramik. Höfingen wird somit zu einem Lehrbeispiel, welche Deutungsmöglichkeiten für neolithische Mineralbodensiedlungen, wo eher ungünstige Erhaltungsbedingungen vorherrschen, tatsächlich gegeben sind.

Das Siedlungsareal von Höfingen-Stelze, heute umbenannt in »Ditzinger Straße«, ist bereits seit den zwanziger Jahren bekannt. Es wurde in der Literatur schon öfters kurz behandelt. Rettungsgrabungen des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg im Vorfeld der Erschließung eines Industriegebietes führten hier in den Jahren 1989 bis 1995 zur Freilegung von rund ein Drittel Hektar Fläche mit weit über tausend Einzelbefunden, wobei erstmals ein Siedlungsareal aller bislang in der Region erkannten Epi-Rössener Gruppen annähernd vollständig freigelegt wurde.

Ute Seidels Werk ist als Dissertation an der Universität Tübingen entstanden. Nach »Einleitung und Fragestellung« (S. 11 f.) folgen die Beschreibung des regionalen Forschungsstandes (S. 13–32), die Darlegung der Grabungssituation (S. 33–38), eine Analyse der Gruben- und Hausbefunde – dem Grundanliegen der Arbeit entsprechend ist unter anderem direkt daran eine Betrachtung der räumlichen und zeitlichen Entwicklung des Siedlungsareals gekoppelt – (S. 39–118), die Vorlage und vergleichende Einordnung von elf Menschenbestattungen (S. 119–151) sowie die Beschreibung von zwei Hundebestattungen (S. 152–153). Was die Funde angeht, werden außer der Keramik als im Epi-Rössen prominenter Fundkategorie (S. 154–234), die Steingeräte (S. 235–248), die Geräte aus Knochen und Geweih (S. 249–274) und die Schmuckobjekte (S. 275–310) analysiert. In einem weiteren Kapitel (S. 311–317) sind des Weiteren zehn Radiokarbonaten vom Fundplatz präsentiert und ihr Aussagewert wird eingehend im regionalen und überregionalen Zusammenhang untersucht. Es folgt die Zusammenfassung, das umfangreiche Literaturverzeichnis sowie Ursula Maiers archäobotanische Expertise (S. 346–366).

Im Anhang sind verschiedene Listen untergebracht, darunter ein nützlicher Katalog jungneolithischer Bestattungen Südwestdeutschlands und angrenzender Regionen (S. 390–404), ferner eine Liste von Radiokarbonaten (S. 405–410) für Bischheim bis Schussenried und chronologisch vergleichbaren Erscheinungen in Süd- und Westdeutschland und benachbartem Ausland. Hier wären etwa die schon seit längerem bekannten Bischheimer Daten von Guntersblum, Kreis Mainz-Bingen (U. Eisenhauer / M. Daszkiewicz, Arch. Korrb. 33, 2003, 167–186) und von einem in der Diskussion um Bischheim häufig übersehenen Befund von Nottuln, Kreis Coesfeld (J. Eckert, Ausgr. u. Funde Westfalen-Lippe 4, 1986, 39–63) zu ergänzen. Die Informationen im umfangreichen Katalog der Funde und Befunde sind prägnant aufgearbeitet (S. 411–692). Das Fundmaterial wird den Kriterien des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg entsprechend durch Strichzeich-

nungen qualitativvoll präsentiert. Den Abschluss des Tafelteils bilden zwei Grabungsfotos sowie die Dendrogramme der Clusteranalysen nach der Methode von Peter Caselitz (Taf. 85–87), die seit 1995 zum Standard bei der Auswertung Epi-Rössener Gefäßformen entwickelt worden ist. Diese statistische Methode hat den Vorteil, dass Keramik aus mehreren Stationen beziehungsweise Regionen unabhängig von den Intuitionen der Bearbeiter direkt vergleichbar ist. Sehr wichtig sind die beiden angefügten Beilagen. Auf der farbig bedruckten Beilage 1 sind als Ergebnis der horizontalstratigraphischen Auswertung alle in den Gruben des Siedlungsareals erkannten Keramikstile kartiert.

Die sorgfältig recherchierte Arbeit zeigt den Fleiß und die akribische Arbeitsweise der Autorin. Insbesondere ihr kritisches methodisches Bewusstsein bezüglich des chronologischen Aussagewertes von Verfüllmustern und Fundensembles in Siedlungsgruben kommt zum Ausdruck. Ute Seidel ist an der horizontalstratigraphischen Auswertung der Befunde sehr gelegen. Um diese im Kontext verständlich zu machen, ist der Analyse der Siedlungsreste ein umfangreiches Literaturreferat vorangestellt, in dem der Forschungsstand zum frühen Jungneolithikum des Neckarraumes erschöpfend dargestellt ist. Es wird deutlich, in welchem Maße die Forschungen der achtziger und neunziger Jahre zum differenzierten Verständnis dieser Zeit beigetragen haben. Im Telegrammstil sind wesentliche Ergebnisse der zahlreichen Beiträge wie folgt aufzuführen: Das räumlich erweiterte Konzept der Bischheimer Gruppe, die Auflösung des Begriffes »Wauwil« zugunsten von mindestens drei verschiedenen alten taxonomischen Einheiten (Merdingen; Bruebach-Oberbergen; Borscht-Inzigkofen), die Etablierung des Konzeptes der Merdinger Gruppe überhaupt, die Erkenntnis des relativ frühen Ausklügens von Neckar-Schussenried am Übergang von Michelsberg Stufe II zu III und seine klaren Unterteilungsmöglichkeiten, schließlich jene der Südexpansion der Michelsberger Kultur in den mittleren Neckarraum, welche durch Fundmaterial ihrer Stufen III und IV angezeigt wird, mit der daraus abzuleitenden Konsequenz, dass jüngeres beziehungsweise spätes Schussenried nur südlich der Schwäbischen Alb verbreitet gewesen sein kann.

Im Kapitel »Die Fundstelle« schildert die Autorin den Gang der Ausgrabungen und die üblichen dabei aufgetretenen Probleme. Nur im Kontext wird verständlich, dass hier von 1384 Einzelbefunden die Rede ist (S. 38), im ersten Satz des folgenden Kapitels aber nur von 1101 solchen (S. 39). Der Unterschied besteht nämlich zwischen Befundnummern auf dem Niveau von Planum 1 und der Anzahl vorhandener Befunde in Planum 2. Angesichts dieser großen Menge fällt die Analyse der Befundarten (S. 39–61) recht schmal aus, zumal zahlreiche Abbildungen und Tabellen eingeschoben sind. Besonders wichtig ist die Information, dass etwa mehr als ein halber Meter Sediment der alten Oberfläche durch Erosion verloren sind (S. 40). Wegen dieser schwerwiegenden Tatsache verzichtet die Autorin

auf den Versuch, das Siedlungsareal nach der Struktur der unteren Einfüllungsreste von Gruben zu gliedern, wie dies für Hochdorf unter der Annahme eines einzigen Dorfbrandes geschehen ist, obwohl dort ebenfalls ein erheblicher Erosionsverlust zu verzeichnen war: E. Keefer, Hochdorf II. Eine jungsteinzeitliche Siedlung der Schussenrieder Kultur. Forsch. u. Ber. z. Vor- u. Frühgesch. Baden-Württemberg 27 (Stuttgart 1988) 30 ff. Interessant ist die Beobachtung eines Gefäßdepots in Grube 677, dessen Deutung allerdings unklar ist (S. 44). Die Beschreibung der vier Hausstellen (sog. »Hausplätze«, S. 51 ff.) ist nicht in allen Punkten überzeugend; sie zeigt die im Epi-Rössen beim Fehlen von in den Boden eingegrabenen Häusern damit oft verbundenen Probleme. Hausplatz 3 ist sehr problematisch. Er erinnert an jene asymmetrischen, durch Baumwurf entstandenen Gebilde, die als Ringgruben bezeichnet werden (S. 54 Abb. 19). Dennoch mögen die Pfostengruben in diesem Bereich auf ein Gebäude hinweisen, das dann aber jünger als der Baumwurf ist. Im Bereich von Hausplatz 1 steht Befund 406 wegen seiner runden Form und inneren Struktur im Verdacht, ein Baumwurf zu sein (S. 50 Abb. 15). Bei den Hausplätzen 2 und 4 handelt es sich trotz schlechter Erhaltung wohl um die Überreste von in den Untergrund eingetieften Gebäuden, wie sie auch andernorts zahlreich dokumentiert sind. Wertvoll ist sodann die systematische Darstellung der Grubenüberschneidungen (S. 60 Tab. 3), obwohl nur wenige Befunde aussagefähiges Fundmaterial liefern. Wichtig bei der Befundsituation ist zudem die Tatsache, dass man im Süden des besiedelten Areals eine verlehnte Senke von fünfunddreißig Metern Durchmesser fand, die zur Tongewinnung, zur Abfallbeseitigung und für Bestattungen genutzt wurde. Die Befundsituation in Höfingen wird von der Autorin insgesamt als lineare Reihung von Gruben interpretiert und mit der zeilenparallelen Anordnung von Hausplätzen in Verbindung gebracht.

Die breit angelegte Behandlung der elf menschlichen Skelettfunde – zwei frühadulte Frauen, sechs Kinder und drei Neugeborene – macht klar, wie sehr das verfeinerte absolut- und relativchronologische System ein solches Phänomen in seiner Prägnanz relativiert. Trotz der Tatsache, dass es sich um die größte an einem Ort bekannte Individuenzahl im Jungneolithikum des Neckarraumes handelt, ist die Anzahl der Bestattungen in Relation zur Besiedlungsdauer geradezu als verschwindend klein zu bezeichnen. Die Gräber, welche entweder ganz ohne Beigaben waren oder wenig signifikante Artefakte enthielten, werden nach Radiokarbondatierungen den Phasen Schwieberdingen, Schussenried und Michelsberg IV zugeordnet. Die Autorin kommt zu dem Schluss, dass die Bestattungen unter wenig Arbeitsaufwand jeweils in der Nähe des aktuell bewohnten Areals, niemals aber in der Siedlung niedergelegt wurden. Bezugnehmend auf ethnographische Analogien erwägt sie (S. 150), ob die Gräber im Zusammenhang stehen könnten mit der postulierten wiederholten Aufgabe der Siedlungen.

Die Analyse der Keramik ist nachvollziehbar und führt zu detaillierten Ergebnissen. Weit über zehntausend Gefäßeinheiten liegen vor. Die Autorin behandelt die Gefäßeinheiten als geschlossene Funde im Bewusstsein der Tatsache, dass die Kombinationsanalyse von Formen, Verzierungsmotiven und Verzierungstechniken unter Einbeziehung weiterer Merkmale zu neuen Einsichten verhelfen kann. Sie klassifiziert die Motive der verzierten Keramik nach erprobtem Schema und unterscheidet mehrere spezifische Anordnungen derselben auf dem Gefäßkörper. Ihre Zusammenstellung verdeutlicht, dass es für die Beschreibung der Variabilität verzierter Epi-Rössener Tonware zweckmäßig ist, Ornamente in der Schulterzone von solchen in der Bauchzone an Gefäßen zu unterscheiden. Ein jüngst unternommener Versuch, diese Tatsache außer Acht lassend, spezifische Eigenheiten Bischheimer und Schernau-Goldberger Tonware im Nördlinger Ries emblematisch für so benannte »Schulterbandgruppen« darzustellen, überzeugt vor diesem Hintergrund nicht: A. Zeeb, Die Goldberg-Gruppe im frühen Jungneolithikum Südwestdeutschlands. Ein Beitrag zur Keramik der Schulterbandgruppen. Univforsch. Prähist. Arch. 48 (Bonn 1998) 18 f.; 85 ff. Der hier besprochene Band lässt die Frage berechtigt erscheinen, welchen forschungspraktischen Wert eine solche Umbenennung angesichts der schon jetzt etablierten Terminologien haben kann, die bestimmte Sachverhalte erkennbar differenzierter zu umschreiben suchen. Durch die Änderung der Terminologie wird weder auf keramische Traditionen an der Schnittstelle von Epi-Rössen und Epi-Lengyel aufmerksam gemacht, noch ist analytisches Potenzial bei der Auswertung neuer Grabungen mit ihr verbunden – meines Erachtens ein ganz wesentliches Gütekriterium archäologischen Schrifttums.

Problematisch erweist sich im Folgenden die Komposition von Seidels Text insofern, als nach der Klassifikation der technischen Merkmale der Keramik sowie ihrer Formen und Verzierungen, der wichtigste Zwischenschritt, die Analyse von Kombinationen der Merkmale an Gefäßeinheiten, mit der Interpretation vermischt dargestellt wird, so dass ab S. 160 die Merkmalkombinationen der Keramik unter forschungsgeschichtlich bekannten Namen behandelt sind (»Rössen«, »Bischheim«, »Schwieberdingen«, »Schussenried«). Dieses Verfahren hat grundsätzlich weniger heuristischen Wert als die Darstellung von Merkmalkombinationen unter zunächst neutralen Überschriften. Das Bestreben, Merkmale bekannten Einheiten zuzuordnen, sollte prinzipiell nicht mit der Vorstellung in Konflikt geraten, die mit der Möglichkeit des Vorhandenseins von noch Unbekanntem rechnet. Dass selbst in gut erforschten Altsiedellandschaften jederzeit neue Fundgruppen zu beschreiben sind, lehren derzeit Untersuchungen zum frühen Jungneolithikum im Saalegebiet, wo die Epi-Lengyel-Entwicklung erst jetzt, rund hundertdreißig Jahre nach der Entdeckung des Gräberfeldes von Rössen, konkrete Konturen gewinnt (vgl. D. Kaufmann, Arch. Korrb. 37, 2007, 365–378).

Die archäologische Forschung neigt ja dazu, bestimmte momentan erreichte, aber oft zufällig entstandene Quellsituationen überzubewerten und Folgerungen daraus fortzuschreiben. Sie leidet damit unter bestimmten Risiken der Heuristik mehr als andere empirische Wissenschaften: Erstens ist das Verfahren, Beschreibung und Erklärung auf bekannte Tatsachen zu gründen, risikobehaftet. »Bekanntheit« heißt hier nämlich nichts anderes als den Zufall, dass im Verlaufe der Forschungsgeschichte unter wechselnden Voraussetzungen gewisse Sachverhalte beschrieben und gedeutet worden sind, diese dadurch eine Prägnanzbildung erfahren haben und deshalb als wichtig erachtet werden. »Wahr« kann bei dieser Sachlage in Ermangelung eines objektiven Kriteriums nur das sein, was durch Übereinkunft als Tatsache angesehen wird. Ein zweites Risiko liegt im Streben nach Konsistenz einer Theorie begründet, was dazu führt, gewisse Sachverhalte in ursächliche oder logische Beziehung zueinander zu setzen.

Ein prägnantes Beispiel hierfür liefert auch der Text der Verfasserin bei einer Scherbe mit herausgedrückten Tonlinsen am Innenrand aus Befund N 503 (S. 200 f.). Dieses Merkmal wird unter dem sperrigen Titel »Sonderscherben – Fremdformen« abgehandelt, wobei die Verfasserin die im Zusammenhang damit neuerdings formulierte Theorie seiner Herkunft aus Zentralfrankreich und die mit seiner Verbreitung von Christian Jeunesse ursächlich verknüpft gedachte Ausbreitung der Michelsberger Kultur darlegt. Die Bestimmtheit, mit der diese Interpretation vorgetragen wird, verwundert angesichts der weiträumigen Verbreitung des Merkmals zwischen Weichsel und Ärmelkanal. Konsequenz zu Ende gedacht würde das bedeuten, dass die Trichterbecherkultur in Polen ihre Entstehung der Michelsberger Kultur in Frankreich verdankt. Die Kenntnis zahlreicher Epi-Rössener und Michelsberger Fundkomplexe gerade in Nordfrankreich liegt dem zugrunde.

Die Kenntnis dieser Befunde ist aber Ergebnis intensiver Bautätigkeit seit den siebziger Jahren, während das Fundaufkommen in vielen Regionen Deutschlands seit Langem stagniert und vor allem frühmichelsberger Siedlungen kaum bekannt sind. Es ist daher eine gelehrte Konstruktion, gestochene Tonlinsen in solchem Kontext zu interpretieren, zumal diese in gleichalten Fundverbänden etwa der kontinentalen Trichterbecher-A-Stufe Norddeutschlands, wie jetzt in Walmstorf oder Flintbek, ebenfalls vorkommen: vgl. P.B. Richter, Das neolithische Erdwerk von Walmstorf, Ldkr. Uelzen. Studien zur Besiedlungsgeschichte der Trichterbecherkultur im südlichen Ilmenautal. Veröff. Urgesch. Slg. Landesmus. Hannover 49 (Oldenburg 2002) Taf. 45, 1; B. Zich, Offa 49/50, 1992/93, 15–31, Abb. 5, 3. Hier lohnt ein Gedankenexperiment, das für die prähistorische Archäologie in allen ihren Bereichen analog durchgespielt werden kann: Wäre etwa der Befund von Walmstorf bereits 1974, im Jahr seiner Entdeckung, publiziert worden, wie würden die Theorien zur Herkunft und

Bedeutung dieses mit Erklärungspotenzial neuerdings überfrachteten Einzelmerkmals heute lauten?

Die nichtkeramischen Artefakte der Siedlungen von Höfingen decken das Spektrum des bereits Bekannten ab. Sie zeigen nur wenige Besonderheiten. Zu den insgesamt spärlichen Belegen für überregional beförderte Gegenstände gehören zur Zeit der Schwiererdinger Gruppe Aphanit aus den Südvogesen und bayerischer Plattensilex Typus Baiersdorf, zur Zeit von Schussenried westlicher Kreidefeuerstein. Die Aphanitbeile von Höfingen markieren das bisher nordöstlichste Vorkommen dieses Rohstoffs. Bei der Knochenindustrie ist es möglich, für Neckar-Schussenried erstmals auch kleine Geweihzwischenfütter zu beschreiben. Interessant sind Überlegungen der Autorin im Zusammenhang mit den Schmuckobjekten (S. 304 f.). Sie erkennt eine Traditionslinie von Formen, die im Neolithikum vorwiegend in der Farbe Weiß gebildet wurden. Erst im Verlaufe des Jungneolithikums sei mit dem Aufkommen des Kupfers die Bindung an die Farbe Weiß aufgelockert worden und neue Farben, nämlich Rot und Grün, hätten an Bedeutung gewonnen. Diese und auch die im folgenden Kapitel »Trachtgruppen der Steinzeit« (S. 305 f.) präsentierten Überlegungen sind zweifellos der weiteren Überprüfung im Rahmen eigenständiger Untersuchungen wert. Auffallend ist in Höfingen wie anderswo auch, dass Utensilien zur Textilherstellung fehlen.

An der Arbeit sind einige formale Punkte zu kritisieren. Störend empfindet man, dass Informationen insbesondere zur Chronologie der Tonware gleich mehrfach wiederholt sind. Diese Schwäche der Organisation des Textes wäre bei sorgfältiger Endredaktion zu beheben gewesen. Dabei hätte auch ein weiterer Lapsus unbedingt auffallen müssen, der sich angesichts der öffentlich verstärkt geführten Diskussion um Urheberrechte als durchaus brisant erweist: Grundsätzlich fehlen Quellenangaben in den Unterschriften all jener zahlreichen Abbildungen, die vollkommen unverändert aus anderen Arbeiten genommen sind. Ein Quellenverzeichnis sucht man vergebens. Unter anderem stammen folgende Abbildungen im Buch von anderen ohne entsprechende Kennzeichnung: 1–6; 32–38; 40–68. Bei Abbildung 39 wird merkwürdigerweise die Quelle genannt.

Trotz der aufgezeigten formalen Schwächen ist die vorgelegte Arbeit als sehr wichtiger Beitrag zum Siedlungswesen Südwestdeutschlands zu werten. Sie ist für die weitere Forschung unentbehrlich. Auswertungen von Siedlungsgrabungen werden künftig kaum hinter den hier gesetzten inhaltlichen und methodischen Vorgaben zurückbleiben können. Die Arbeit zeigt zugleich, dass trotz einhundertjähriger Bemühungen die Erforschung der frühkupferzeitlichen Periode in Südwestdeutschland erst am Anfang steht und dass gerade diese mit ihren facettenreichen Funden und Befunden künftig weiter für Überraschungen und Diskussionen sorgen wird.